Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 51. Jetzt is die Zeit, wo einige gute kliene Hauskieper dran denke muß, ihren Haus e schenerell Kliening zu gewwe un bei Galle, was das anbelange duht, do sin ich in it. Wisse Se, die Wedesweilern is ja e ganz gute Frau, awwer se is kei Hauskieper. Ich will ja nit sage, daß se nit klien is, nosser, nat bei en lange Schatt, awwer dieselwe Zeit nimmt se's e wenig zu iesig. Se denkt immer, o well, es is noch gut genug un was duht das Kliene for gut, es werd ja doch widder dreckig. Do sin ich different; bei mich muß alles tipp tapp fein, so was mer uff deutsch sagt, so klien wie e Pinn. Der Philipp, was mein Hosband is, der duht's ja auch nit gleiche, daß ich immer schtrobbe un schwiepe duhn; der meint auch, das wär nor Schweinerei im Haus gemacht, wann ich starte mit die Schtrobb-Brosch un den Pehl ins Haus zu hossele. Awwer do geb ich nicks drum. Klien muß es sein un ich deht ganz schamficholett in mei Fehs wer'n, wann ich sehn müßt, daß en Kahler den Dost von die Fornitscher abschwiepe deht. Well, wie ich schon ganz owwe so treffend bemertt hen, jetzt is die Zeit, wo mer seine Springkliening starte muß. Ich hen en Taht mit den Phil gehabt. Phil, hen ich gesagt,, host du schon emol die Mätting in die Buwe ihre Bettruhms gesehn? Do hot er gesagt, no, was deht er do dran sehn. Do hen ich gesagt, wann du emol gucke duhst, dann kannst du nohtisse, daß die Mätting alliwer verrisse is un der Karpet in den Parlor e Koller hot, daß mer nit mehr distingwische kann, ob's grien odder roth is. Das macht kein Differenz zu mich, hot er gesagt; awwer zu mich, hen ich gesagt un ich gehn un kriege mich alles neu, was ich brauche un dont juh fergett it. Do hot er Auge gemacht, awwer er hot nit kicke könne, bikahs ich selbst hen so viele Kicks gehabt, daß er froh gewese is, wann ich still gewese sin. Ei tell juh, es is viel besser for e Frau, wann der Mann nit so en gutti-guttie is; bei die Feger, do muß mer immer still sein un derf kein Wort sage. Ich hen mich denn auch gar nit lang besonne un hen gestart, die Karpets uffzureiße, daß der Dost gefloge is. Mer soll gar nit sage, wo all der Dreck her komme duht! Un do denkt auch noch so e Kameel von en Mann, daß die Hausklieniung nit nöthig is! Der Philipp hot off Kohrs anpacke misse un das hot er gar nit gegliche, awwer das hot nicks ausgemacht. Ich hen ihn mit die Karpets in die Jahrd geschickt un do hot er biete misse, daß es nor so gerappelt hot. For so ebaut e Stund un e halb, do is es auch ganz gut gange, dann awwer hot er gestappt un sagt: Lizzie, das settelt mich, ich kann nit mehr un wann du denkst, daß ich en Mjuhl sin, dann bist du arig mißtehken. Ich hen ihn nit mehr halte könne; er is zu den Wedesweiler gelaufe un ich hen ihn bis Dinner nit mehr gesehn. Nach den Dinner hot er off Kohrs en Näpp nemme misse un wie er damit durch war, do hot er gesagt, er deht for e Minnit zu den Wedesweiler laufe, bikahs er mißt en Drink nemme, for daß er sei Sistem widder e wenig uffbilde deht; das harte Schaffe wär er gar nit gewöhnt un well, do hen ich ja auch nicks sage könne. Er is dann fort un ich hen weiter geschafft tu biet die Bänd. Das Haus hot geguckt, als wann's von en Zeikluhn gestrocke wär. Alles war obseit dann, alle Karpets ware autseit in die Jahrd un ich hen selbst nit mehr gewißt, ob ich noch in mei schwiet Hohm war. Ich gleiche ja auch nit so e Moß zu mache, awwer es muß doch sein. Die Kids hen mich ziemlich gut geholfe un do hen ich den Schapp nit so gemeind. Ich hen nit eckspecktet, daß der Philipp in e Minnit odder zwei widder komme deht, awwer daß der Feger iwwerhaupt nit mehr widder komme deht, das hen ich doch nit geglaubt. Sell hot mich so mähd gemacht wie alles. Ich sin in die Jahrd un hen die Karpets selbst gebiet un hen druff geschmisse, daß es en alte Hund jammert. So hen ich fortgemacht, bis es dunkel gewordе is un do sin ich so ausgeteiert un so ausgepleht gewese, daß ich kein Glied mehr hen muhfe könne un ich sin hardlie ehbel gewese, e paar Ehgs for die Buwe zu freie. Ich selbst hen gar nicks ums Esse gewice. Ich sin so schnell wie möglich ins Beit gange un der Philipp is immer noch nit dagewese. Es is noch nit acht Uhr gewese, do hen ich geschlofe wie en Rack un so hen die Buwe. Es war e feierliche Ruh ins Haus un das hot mich arig gut gedahn. Awwer uff eemol do hot die Sittjuehschen getschehnscht. Es war uff eemol e Neus ins Haus, als wann en ganzer Bunsch Indjiens drin los gelosse wäre. Dabei hot einer geschwore, das war ganz schrecklich. Well, es hot mich nit lang genomme forauszufinne, daß es der Philipp war. Zuerscht is er gege den Behsbrenner gestofse, wo in die Mittel von den Sittenruhm gestanne hot. Dann hot er sich nach die Seit gedreht un do is er uff e Bettspring gesteppt un is mit seine Fiß in die Springs stecke gebliwwe. Off Kohrs is er hingefalle un hot dabei en ganze Tisch voll Brickebräck umgeschmisse. Do hätte Se awwer ebbes hore könne! Ich hen am ganze Körper getrempelt un ich hen nit gedehrt, en Saund von mich zu gewwe. Wie er sich widder uffgepickt gehabt hot, do hot er e Backs Karpettäcks, wo uff en Stuhl gelege hot, erunner geworfe un off Kohrs is er mit seine barfuße Füß in die Karpettäcks gesteppt. Do hätte Se awwer en Haller höre könne! Wei, ich hen gedenkt, e ganze Menatscherie wär losgelosse worde. Er hot gebrüllt, wie en Stier un hot dann for lauter Mädneß noch alle Disches verschmisse, wo er täckele hot könne. Ich hen mei Kwilt iwwer den Kopp gezoge, so daß ich nicks mehr hen höre könne un dann sin ich eingeschlofe. Was am nächste Dag gehäppend is, das will ich Ihne das nächste mol schreiwe. Mit beste Riegards

Juhrs
Lizzie Hanfstengel.

Die einfache Rechtschreibung.

Bewegliche Klagen, schreibt die Berliner Zeitung „Der Tag", werden aus Lehrerkreisen über eine Vorschrift in der neuen Rechtschribung laut, wonach geschrieben werden soll: „Diesen Abend", aber „heute abend" u. s. w. Ich begreife diese Aufregung nicht. Wie verblüffend einfach gerade in dieser Frage die neue Rechtschreibung ist, beweist folgender Brief, den ich heut aus Schreiber-Au erhalten habe.

„Lieber Freund!

Diesen Abend gedachte ich zu fahren, reise nun aber erst morgen abend von hier ab und bin dann nächsten Morgen in Berlin. Ursprünglich wollte ich den Zug des Vormittags benutzen und zwar schon gestern vormittag. Gestern war aber Feiertag, und feiertags pflegen die Züge ebenso besetzt zu sein wie Sonntags, jedenfalls besetzter als werktags. Auch fahre ich lieber des Nachts, denn ich schlafe nachts auch auf der Bahn gut, meistens bis der Zug des Morgens in Berlin ankommt (6 Uhr morgens). Gegen 10 Uhr vormittag werde ich Dich abholen; wir können dann des Mittags oder auch erst nachmittags im Gasthof zu Mittag speisen. Donnerstag vormittag besehen wir uns Potsdam, obwohl die Wasser erst am Nachmittag springen. Wir sind dann aber nachmittags früh genug zurück, um des Abends ins Theater gehen zu können. Nach Dalldorf, wohin mich unser gemeinsamer Bekannter Müller, wie Du Dich erinnern wirst, eines Tages dringend eingeladen hatte, fahre ich tags darauf, meinetwegen auch erst folgenden Tages. Es ist ziemlich einerlei, wann ich dorthin komme: ob Freitag vormittag oder mittags oder erst des Nachmittags oder abends oder nächsten Morgen, also Sonnabend morgen. Ob tags vorher oder des Tages darauf, d. h. Sonntags, obwohl es Müllern wochentags besser paßt — nach Dalldorf geht's jedenfalls.

Mit freundlichem Gruße
Dein....."

Jeder Anhänger der neuen Rechtschreibung wird, wenn ihm nicht von böswilligen Nörglern Vorurtheile eingeimpft worden sind, einsehen, daß dieser Brief als Musterbeispiel gelten darf. Ich schlage vor, daß der Brief — mutatis mutandis — höchstens zweimal wöchentlich den Schülern als Schreibübung diktirt wird, und sie werden bald vollkommen prüfungsfest geworden sein.

Zweierlei Höflichkeit.

Als im Jahre 1871 der japanische Gesandte Iwatura nach Holland kam und in Amsterdam dem Schiffe entstieg, machten zahlreiche Kinder, die vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben einen Japaner erblickt haben mögen, ihm mit beiden Händen eine lange Nase. Weder der Gesandte, noch sein Gefolge wußte, was das zu bedeuten habe, und deshalb wurde Freiherr von Siebold, der als Begleiter aus Japan mitgekommen war, darüber befragt. Dieser gerieth in große Verlegenheit, welche Antwort er geben sollte, und erst nach einiger Ueberlegung sagte er, das sei in Holland ein Zeichen höchster Achtung und Ehrerbietung. Damit war die Sache vorläufig zu allseitiger Zufriedenheit erledigt. Welche Folgen diese Auskunft haben sollte, zeigte sich gleich am nächsten Tage, als der Gesandte vom holländischen Könige in Audienz empfangen wurde.

Sobald der Gesandte den König erblickte, drehten er und seine Begleiter diesem eine Nase in derselben Weise, wie es am vorhergehenden Tage die Kinder gethan hatten. Der Eindruck, den dies auf den König machte, war unbeschreiblich. Freiherr v. Siebold, in dem Bewußtsein, daß er dies durch eine falsche Antwort verursacht hatte, war bestürzt und leichenblaß, wußte sich aber glücklicherweise sofort zu fassen, indem er dem König auseinandersetzte, daß diese sonderbare Begrüßung in Japan üblich sei und dort allgemein als Ausdruck größter Verehrung gelte. Nach dieser Aufklärung änderte sich das Gesicht des Königs, und dieser bezeigte den fremden Besuchern seine Höflichkeit in derselben Art. Auch die Hofbeamten und Damen thaten desgleichen. Ob dann später eine Aufklärung erfolgte, wird nicht berichtet.

Klavier und Pianola.

Im Schlosse zu Versailles. Das erste Hammerklavier. Das Hilfsgeräth Pianola. Eine geistvolle Erfindung.

Versailles! Ich glaube nicht, daß es auf dieser Erde ein Schloß giebt, dessen Vorderseite und dessen Rückseite Gegenstände zeigen, wie die ungefähr 225 Jahre alte Königsburg in Versailles, durch deren Hallen wenigstens drei Herrschergeschlechter in Atlasschuhen, wenigstens drei gewaltsame staatliche Umwälzungen in Ochsentreiberstiefeln, schritten. Die nach der Stadt gekehrte Vorderseite zeigt eine Unruhe, die — nach den Regeln der Baukunst — schwer zu übertreffen sein dürfte. Rechts und links ändert sich der scheinbar planlose Bauriß immer aufs neue: zu den wunderlichsten Einbiegungen, zu einer unverständlichen Winkeligkeit.

Die Gartenseite steht in schroffem Gegensatz zur Stadtseite. Vom Rande des schier unermeßlichen Vorbaues: da, wo dieser mittelst zweier Freitreppen in den Park hinabsteigt, gewahrt man eine Front mit über hundert Fenstern in einer Reihe. Die lange Hauptansicht in einer Reihe. Die lange Hauptansicht wirkt nicht einseitig; sie ist im Gegentheil ungemein zart gegliedert und gefällt umso besser, je mehr man sie in ihre Einzelheiten zerlegt. In ihrem Ebenmaß verleiht sie dem gewesenen großartigen Fürstenhause den Ausdruck des Friedens, der vortrefflich zusammenstimmt mit dem sich weithin ausdehnenden Parke.

Vor dem Vorbau wird der Besucher der herrlichen Museumsräume zuerst in die „Galerie des batailles" geführt; Horace Vernet's: Jena, Friedland, Wagram fesseln vor anderen Farbenmannigfaltigkeiten. Diesem großen, dem Waffengetümmel und Blutvergießen gewidmeten Saale, reiht sich der prächtigste im Schlosse an: die bekannte „Grande galerie des glaces": eine überwältigende Bogenreihe, die mit Malereien von Charles Lebrun — deren Schwulst wenig anmuthet — die mit Standbildern, mit Vergoldungen und Spiegeln bis zum prunkvollen Uebermaß geschmückt ist. Es ist dieser gewölbte Säulengang so recht die Wiedergabe der Zeit „Louis Quatorze": blendende Pracht und bestechende Ueberladung.

Im Saale des „oeil de boeu!" zeigt man das erste in Frankreich hergestellte Vorbild des heutigen Claviers. Der Erfinder dieses „Piano et forte", Donaton Marius in Paris, brachte das durch den Hammerschlag bedeutungsvoll verbesserte damalige sogenannte „Hackbrett" im Jahre 1716 dem Cardinal Dubois dar, der für den Regenten Orleans die Geschäfte des Herrschers versah. Dies erste Piano et forte soll derzeit am Hofe vorübergehend Aufsehen erregt haben; man war der Ansicht, daß das Vollkommenste in der Darstellung eines Saiteninstrumentes erreicht worden sei. In der That war der Fortschritt von der ägyptischen Harfe aus der Zeit Ramses des Dritten, von der späteren assyrischen Harfe, von der griechischen Lyra, und weiter: vom Monochord, vom Polychord, vom Clavichord, vom Spinett, vom Kielflügel bis zum Piano et forte oder „Hammerclavier" denkwürdig und bahnbrechend genug.

Aber die Zeit rollte weiter. Gottfried Silbermann in Dresden erfand 1750 neue Vervollkommnungen am Hammerclavier; Erard in Paris bearbeitete 1820 Silbermanns „Pianoforte" und veredelt es um ein Beträchtliches. Seitdem mag nichts die musikalische Welt in dem Maße in Erstaunen gesetzt haben, wie das kreuzseitige System, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Firma Steinway & Sons in New York einführte.

Die Zeit ist weiter vorgeschritten. Schlösser, deren Rück- oder Vorderseite Winkel, Kanten, Spitzen, Zacken und Biegungen zeigen, werden wahrscheinlich nur noch in Nanking errichtet, und der Leitgedanke fürstlicher Wohngemächer offenbart sich nicht mehr durch kostbares Schaugepräge, vielmehr durch den Gefühlen zusagende Einrichtungen, — fürstlichen Mitteln und ruhmwürdigem Geschmacke entsprechend. Auch die Musik hat hat seit 1716 — also seit der Zeit des ersten Hammerclaviers — ihre Richtung gewechselt; das Piano et forte würde nicht mehr in die Jetztzeit passen. Das heutige Clavier, mit den Eisenrahmen und mit dem kreuzseitigen Gefüge, ist das eigentliche Welt-Tonwerkzeug, dessen massenhafte Herstellung in allen Ländern viele Tausende beschäftigt und die großartigsten Werkstellen hervorgerufen hat.

Aber auch dies Clavier paßt schon nicht mehr nach jeder Richtung in die Gegenwart. Es ist gewiß vortrefflich: vielleicht nicht mehr zu verbessern, aber die Zahl seiner Spieler steht in einem Mißverhältniß zu seiner erwähnten unbegrenzten Erzeugung. In der Gegenwart gebricht es dem Einzelnen an Zeit, an Muße, an Lust, an Ruhe, an Ausdauer und an natürlicher Begäbung, um wenigstens einige Fertigkeit im Spielen des Claviers zu erzielen. Alles und jeder fängt hoffnungsfroh an. Unter Hundert fallen Neun und neunzig ab — vielfach unter Enttäuschungen, unter außerordentlichen Opfern an Zeit und an Geld: nachdem sie zum „ennui" ihrer Umgebung reichlich beitrugen — doch bevor sie es nur zur allerbescheidensten Mittelmäßigkeit gebracht haben.

Die, die schließlich eine mehr oder minder anspruchslose Geschicklichkeit ihr eigen nennen können, vernachlässigen nicht selten über die Musik und über die damit verbundene Fingerpflege die Achtsamkeit auf das Fortkommen im alltäglichen Leben. Das jetzige Clavier in all seiner Vollkommenheit genügt also nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit, bis die übergroßen Schwierigkeiten zur Erlernung des Spiels durch eine neue, den Hörer anfänglich der Fassung berauhenden Vervollkommnung des Pianomechanismus gehoben worden sind.

Das von der Aeplian Company in New York hergestellte „Pianola" ist ein Geräth, ein Hülfsmittel, das Jedermann fast ohne weiteres befähigt, ungefähr 15,000 der bekannten Tondichtungen auf dem Clavier — nach kurzer Uebung — nicht nur mit der vollkommensten Fingerfertigkeit, sondern auch mit recht reigentlicher eigener Auffassung zum Vortrage zu bringen. Das Drehclavier, das Concertino, das Clavier mit Heißluftmotor, das elektrische Clavier, das Pianoorchestrion — nicht nicht zu reden von den billigen und schlechten Nachbildungen des Pianola — sollen hier nur als musikalische Verdrehungen angeführt sein. Kein rechter Musikfreund wird sich mit ihnen ernsthaft beschäftigt haben, und das beste unter ihnen verhält sich zum Pianola ungefähr so, wie sich ein billiger Phonograph zu einem Blüthnerschen Flügel verhalten würde.

Beim Pianolaspiel ist die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks unbeschränkt. Alle musikalischen Schattirungen, jeder Stärkegrad, die Legati, die Staccati u. s. w. können mühelos zum Vortrage gebracht werden. Der Anschlag, der auf pneumatischer Grundlage beruht, und der die spannkräftigen Eigenschaften der Luft in technischer hoher Vollendung ausnutzt, gleicht in seiner Wirkung der menschlichen Hand so sehr, daß selbst musikalisch fein gebildete Ohren keinen Unterschied zu finden vermögen.

Mit Leichtigkeit kann man den Anschlag vom sammetweichen Legato bis zum kräftigsten Sforzando steigern. Ganz nach dem Willen des Vortragenden fallen die — nach der Lehre von der Bewegung und dem Drucke der Luft — in Thätigkeit gesetzten „Finger" des Pianolas mit großer oder mit geringer Kraft auf die Claviertasten; sie federn leicht zurück, oder sie ruhen zu langen Klängen auf dem Griffbrett; sie verrichten alles, was die menschlichen Finger flüchtig auszuführen haben würden, in Makellosigkeit, mit nie fehlender saubersten Kunstfertigkeit. Es überrascht daher nicht, daß selbst unsere bedeutendsten Concertpianisten zu Bewunderern dieser geistvollen Erfindung geworden sind und theilweise, wie zum Beispiel Paderewski, Sauer, Moszkowski, sich das Pianola zu eigenem Gebrauch angeschafft haben.

Welchen Einfluß das Pianola auf das Clavierspiel haben wird, läßt sich vorläufig nur ahnen! daß er sich aber schon bald als erheblich ausweisen muß, daran läßt sich unter denen, die das Pianola kennen, nicht mehr zweifeln. Zwar begegnete man ihm Anfangs mit Zurückhaltung und hegte das Vorurtheil, daß man es hier eben wieder mit einer weiteren Bereicherung der bekannten rein mechanischen ausdruckslosen Spielzeuge zu thun habe.

Diese Zweifel sind jedoch bald gewichen.

Herbert Kunhardt.

Technische Sensationen.

Ein veritabler Seetrieg im Kleinen. Die Stenographirmaschine Photographischer Druck ohne Licht.

Die Schiffsbauingenieure der Kriegsmarinen sind übel daran: sie müssen alle Arten von neuen Schiffen konstruiren, ohne daß prattische Erfahrungen darüber vorliegen, wie sich diese in der Praxis bewähren werden. Schon seit Jahrzehnten ist auf dem Gebiete des Baues der Kriegsschiffe ein heftiger Wettstreit unter allen Nationen, die auf dem Welttheater eine Rolle zu spielen berufen sind, im Gange: aber dieser Wettstreit gleicht der grauen Theorie, — es fehlt bei den durch ihn geschaffenen Typen von Kriegsschiffen die Probe darauf, wie sie sich im Ernstfalle bewähren würden.

Seit dem ameritanischen Sklavenkriege haben eigentlich größere Seeschlachten nicht mehr stattgefunden. Die unbedeutenden Kämpfe zur See, die im chinesisch-japanischen Kriege, sowie die, die vor Santiago u. s. w. sich abspielten, waren nur kleine Episoden, die praktische Ergebnisse in genügendem Maße nicht zu liefern vermochten.

Infolge dieser Umstände tappt man in Bezug auf den Bau von Kriegsschiffen in vieler Hinsicht noch im Dunkeln: man probirt alle möglichen Konstruktionen und sucht sich auch Rechenschaft darüber zu geben, wie dieselben sich im Ernstfalle bewähren würden — aber die Probe auf das Exempel, der Seekrieg, fehlt! Der neueste Typ von Kriegsschiffen, das Unterseeboot, wird in verschiedenster Weise beurtheilt, und Niemand weiß so recht, was er davon halten soll.

Diese Unsicherheit hat nun die französische Regierung veranlaßt, sich durch praktische Versuche von der Bedeutung der Unterseeboote im Ernstfalle zu überzeugen und sie hat zu diesem Zwecke einen veritablen Seekrieg im Kleinen in Szene gesetzt, bei dem Unterseeboote gegen Panzerschiffe operirten. Diese Versuche gaben auch darüber Aufschluß, ob ein gemeinsames Operiren einer größeren Anzahl von Unterseebooten möglich sei. Die Idee, die dem Seekriege zu Grunde lag, bestand darin, daß zwei große Panzerschiffe und ein Torpedobootjäger ein im Kanal gelegenes Fort angreifen sollten, das durch fünf Unterseeboote vertheidigt wurde. Das Resultat des Manövers war, daß drei von den fünf Unerseebooten erfolglos manövrirten und daß das eine sogar durch das Feuer der feindlichen Schiffe im Ernstfalle vernichtet worden wäre. Die beiden anderen jedoch vermochten sich ungesehen dem Feinde so weit zu nähern daß derselbe als vernichtet gelten konnte.

Diese Versuche hatten außer ihrer technischen Bedeutung, durch welche der Werth der Unterseeboote für den Ernstfall praktisch festgestellt wurde, noch eine finanzielle: sie zeigten, daß Schiffe im Werthe von 6 Millioner Dollars durch die etwa den zehnten Theil kostenden Unterseeboote vollkommen in den Grund gebohrt worden wären — ein gewiß überraschendes Resultat, das für den Ausbau der Marinen ganz neue Perspektiven eröffnet. Allerdings soll bei den beschriebenen Versuchen die Situation eines wirklichen Seekrieges doch nicht ganz erreicht worden sein, da die angreifenden Schiffe langsam auf das anzugreifende Fort zudampften, während sich dieselben im Ernstfalle wohl im Gegentheil wahrscheinlich möglichst unter Volldampf aus dem Bereiche der Unterseeboote entfernt hätten.

Die immer mehr in Aufnahme kommenden Schreibmaschinen bedeuten eine große Ersparniß an Zeit. Aber unserer hastenden Gegenwart, deren Losungswort die amerikanische Devise „Faster always faster" ist, schreiben sie doch noch nicht schnell genug. Insbesondere ist mit ihnen die Schnelligkeit eines gewandten Stenographen nie zu erzielen. Wird aber ein Diktat erst stenographisch aufgenommen und dann mit der Schreibmaschine abgeschrieben, so geht wieder eine ziemliche Menge Zeit verloren.

Diese Umstände waren es, die den französischen Ingenieur Lafaurie zur Erfindung einer neuen Maschine veranlaßten, die eigentlich eine Verbesserung der Schreibmaschine darstellt, zur Erfindung einer Stenographirmaschine. Er ging bei der Konstruktion der letzteren von dem richtigen Gedanken aus, daß beim Schreiben auf der Schreibmaschine die meiste Zeit dadurch verbraucht wird, daß der Finger immer von einer Taste zur anderen einen kleinen Weg zurückzulegen hat. Diese Zeit erspart Lafaurie dadurch, daß er eine Maschine herstellt, die nur 10 Tasten besitzt, also für jeden Finger jeder Hand eine Taste. Die Finger bleiben jeder auf seiner Taste fest liegen und werden nie abgehoben. Die Tasten selbst zählen von der Mitte aus je von 1 bis 5, sodaß also von der Mitte nach rechts wie nach links sich die Ziffern 1, 2, 3, 4, 5 ergeben. Die Ziffern nach links bezeichnen die Vokale, die nach rechts die Konsonanten, sodaß also die linke Hand nur Vokale, die rechte nur Konsonanten schreibt. Aus den Kombinationen dieser Ziffern setzen sich nun die Buchstaben zusammen; so wird der Buchstabe n z. B. durch die Ziffernkombination 32 auf der Konsonantenseite, der Buchstabe a durch die Zahl 1 auf der Vokalseite u. s. w. ausgedrückt.

Das mit der Maschine aufgenommene Stenogramm besteht also durchweg aus Ziffern, die entweder von einem Kundigen direkt abgelesen werden können, sodaß z. B. ein Setzer direkt in Typen absetzen kann, oder die für Unkundige umgeschrieben werden müssen. Diese Stenographirmaschine, welche von ihrem Erfinder „Stenodactyle" genannt wird, schreibt bis 400 Silben in der Minute, eine gewiß bedeutende Leistung! Die Maschine zeichnet sich außerdem durch ihr leichtes Gewicht, sowie dadurch aus, daß sie vollkommen geräuschlos arbeitet.

Ein eigenartiges photographisches Verfahren ist vor Kurzem von den Leipziger Physikern Prof. Dr. Ostwald und Dr. Groß erfunden worden. Dasselbe stellt, mit kurzen Worten ausgedrückt, ein photographisches Druckverfahren ohne Licht dar. Bekanntlich wurden die photographischen Positivbilder bisher in der Weise erzeugt, daß das Negativ auf lichtempfindliches Papier gelegt und daß dann das Ganze dem Lichte ausgesetzt wurde. Diesen Prozeß, der abgesehen davon, daß er in Bezug auf seine Zeitdauer von der Witterung abhängig ist, auch noch dadurch komplizirt wird, daß sich an ihn noch ein Fixirungsprozeß anschließt, vermeidet das neue Verfahren, das von seinen Erfindern „Katatypie" genannt wird, vollkommen.

Dasselbe beruht auf sogen. katalytischen Vorgängen. Schon vor etwa 100 Jahren hatte man die Beobachtung gemacht, daß gewisse Stoffe immer dann chemische Veränderungen erfuhren, wenn andere Stoffe mit ihnen in Berührung gebracht wurden, während die letzteren unverändert blieben. Sie wirken also sozusagen nur durch ihre Gegenwart. So wird, um ein Beispiel anzuführen, Stärke durch die Gegenwart von Schwefelsäure in Zucker umgewandelt, ohne daß die Schwefelsäure selbst sich irgendwie verändert. Ostwald und Groß haben nun bei Gelegenheit von Versuchen beobachtet, daß das Wasserstoffsuperoxyd, wenn es über eine photographische Negativplatte gegossen wird, ebenfalls eine katalytische Veränderung erfährt. Es zersetzt sich an den silberhaltigen Stellen des Negativs, während es an den silberfreien unverändert bleibt. Dadurch entsteht über dem Negativbilde gewissermaßen ein Bild von Wasserstoffsuperoxyd, das man leicht auf Papier übertragen und auf diesem entwickeln kann.

Wie man sieht, ist dieser Prozeß also vollkommen unabhängig vom Licht und von den Launen der Witterung, und er hat noch den Vortheil, daß das Bild, je nachdem man das benutzte Papier mit verschiedenen Stoffen präparirt, in der verschiedenartigsten Tönung hergestellt werden kann. Man kann violette, schwarze, blaue, grüne, gelbe u. s. w. Bilder erzeugen. Zweifelsohne wird das katatypische Verfahren, wenn es sich in der Praxis bewährt, eine Umwälzung auf dem Gebiete der Reproduktionstechnik hervorbringen.

Wir haben soeben vom Wasserstoffsuperoxyd gesprochen. Es ist dies ein Körper, der in der Technik und insbesondere auch zu medizinischen Zwecken vielfache Anwendung findet. In der Technik dient es hauptsächlich als Bleichmittel zum Bleichen von Baumwolle, Federn, Saiten, Schwämmen, Knochen, Elfenbein, Textilfasern u. s. w., in der Medizin dient es als Antiseptikum, als Zahnwasser und dergleichen. Vor einigen Jahren wurde es auch ein beliebtes kosmetisches Mittel: damals entstand nämlich unter den Damen die Mode, blonde Haare zu tragen, und so manche Dame „erblondete" über Nacht dadurch, daß sie ihr Haar in Wasserstoffsuperoxyd badete.

Bei dieser so mannigfachen und vielseitigen Verwendung des Wasserstoffsuperoxydes und bei seiner Bedeutung für die Technik und für die Medizin machte sich der Umstand unangenehm geltend, daß es sich mit der Zeit zersetzt. Noch unangenehmer aber war es, daß man es nur in wässeriger Lösung versenden konnte, da es in reinem Zustande explosive Eigenschaften zeigte. Es war infolge dessen nicht leicht zu transportiren und seine Haltbarkeit war eine verhältnißmäßig geringe.

Diese Uebelstände sind nun durch eine Erfindung des Chemikers Prof. Dr. Städel in glänzender Weise beseitigt worden. Durch ein besonderes Verfahren vermochte er das Wasserstoffsuperoxyd, das man bisher nur in flüssigem Zustande kannte, in die Form fester Krystalle überzuführen. Er erreichte dies dadurch, daß er dasselbe in einer Mischung von Aether und flüssiger Kohlensäure so weit abkühlt, bis die Masse erstarrt. Durch den Uebergang in den festen Zustand verliert das Wasserstoffsuperoxyd merkwürdigerweise seine explosiven Eigenschaften. Proben davon wurden eine Woche lang täglich 30 bis 45 Meilen auf Rollwagen herumgefahren, ohne daß irgend eine Zersetzung oder Explosion eintrat. Damit ist die Transportfähigkeit des festen Wasserstoffsuperoxyds erwiesen, ein für die gesammte Technik sehr wichtiger Umstand, der zugleich auch zu immer ausgedehnterer Verwendung desselben für medizinische Zwecke viel beitragen wird.

Museum in Delphi.

Die reichen Funde der französischen Ausgrabungen in Delphi bewogen den verstorbenen freigebigen Griechen Syggros, zur 50-jährigen Jubelfeier der „Ecole Francaise" in Athen eine Summe zu stiften, womit ein Museum in Delphi erbaut werden sollte. Derselbe Gönner hat seinerzeit für die Funde des deutschen Instituts in Olympia ein Museum erbauen lassen, in dem der Hermes, das unsterbliche Werk des Praxiteles, steht. Das Museum in Delphi ist fertiggestellt und die französischen Archäologen sind mit der Ordnung und Aufstellung der Funde beschäftigt. Die Einweihung ist für die Ostertage festgesetzt; zu den damit verbundenen Festen wird der französische Unterrichtsminister nach Delphi kommen. Der kleine Hafen Itea wird ein reiches Leben sehen, denn auch zahlreiche Archäologen und Akademiker werden aus Frankreich dort eintreffen. Auch von Athen werden Minister, griechische Archäologen sowie Vertreter sämmtlicher fremden archäologischen Schulen und Vertreter der Presse sich auf einem von der Regierung gestellten Kriegsschiff zu den Festtagen nach Delphi begeben.

Chamberlain erklärt wiederholt: Wir wollen ja nur das Beste der Burenländer. Nun ja, das Beste sind vom englischen Standpunkt aus Goldgruben, Diamantenfelder und dergleichen.